

A. M.

## **Konsistorialrat D. Polstorff**

Wismar, 1898

In: Mecklenburgisches Kirchen- und Zeitblatt , 1898, 1898, Seiten 465-474, 489-502, 513-517, 529-537

**<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn769835708>**

Druck Freier  Zugang



# Mecklenburgisches Kirchen- und Zeitblatt.

Nr. 23. Mittwoch, den 10. August. 1898.

Erscheint am 1., 10. u. 20. jedes Monats. — Abonnementspreis vierteljährl. 1 Mt. 50 Pf. —  
Beitellungen nehmen alle Postanstalten und Buchhandlungen entgegen. — Einzelne Nummern  
kosten in der Expedition 20 Pf. und 3 Pfg. Porto. — Insertionsgebühren für die Petit-  
zeile oder deren Raum 20 Pf.

**Inhalt:** Konsistorialrat D. Polstorff †, von A. M. — Welche besonderen Anforderungen stellt die Gegenwart an die Predigt? Vortrag, gehalten von Pastor Leo-Ludwigslust auf der Pastoralkonferenz in Sternberg (Schluß). — Diözesan-Konferenz in Doberan, von —dt. — Zur alt- und neutestamentlichen Litteratur. — Aus der Landeskirche: V. M. G. — Zur Abwehr. Missionsfeier. — Inzerate.

## Konsistorialrat D. Polstorff †.

Mit dem Heimgange des Konsistorialrats D. Polstorff ist einer der hervorragendsten Geistlichen und vielleicht der angesehenste Mann aus der mecklenburgischen Landesgeistlichkeit geschieden. Nicht nur seine Diözese, sondern die ganze Landesgeistlichkeit sah mit Verehrung zu ihm auf und betrauert seinen Heimgang als einen herben Verlust. So muß es von Interesse sein, einen Einblick in seinen Lebens- und inneren Entwicklungsgang zu thun, und dies um so mehr, als er zu den jetzt mittlerweile ausgestorbenen Männern gehört, welche sich aus der Flachheit des Rationalismus oder der im ersten Drittel unseres Jahrhunderts herrschenden Vermittlungstheologie innerlich durcharbeiten mußten zum lebendigen Glauben, und welche in den lutherischen Bekenntnisschriften erst den Stützpunkt ihres Glaubens fanden, die aber auch durch den inneren Kampf, durch welchen sie hindurchgegangen waren, zu ganzen Männern geworden waren, die durch ihre charaktervolle Persönlichkeit in weiten Kreisen einen durchgreifenden und belebenden Einfluß auszuüben imstande waren. Freilich fehlt es, um einen Einblick in den inneren Entwicklungsgang zu gewinnen, fast völlig an Aufzeichnungen von seiner Hand, oder an Briefen, welche darüber Auskunft gäben, so daß Schreiber dieses wesentlich angewiesen ist auf das, was er in jahrelangem Verkehr aus dem Munde des Heimgegangenen selbst erfahren hat.

Die Familie Polstorffs stammt aus der Gegend des Harzes und war in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ansässig in



Andreasberg. Schon im Jahre 1441, wo die Gebrüder von Görne durch den Kurfürsten Friedrich zu Tangermünde mit den Gütern Klein-Möhlingen, 1¼ Meilen westlich von Stendal, belehnt wurden, werden in dem Lehnbriefe drei Polstorffs als Besitzer von Bauernhöfen genannt, welche in der Urkunde mit ihren Leistungen aufgeführt werden. Ebenso kommt in den Jahren 1480 bis 1490 in Hamburger Urkunden ein clericus und notarius publicus vor, welcher aus der Diözese Quedlinburg, also aus derselben Harzgegend stammte. Die direkten und nachweisbaren Vorfahren des Konsistorialrats Polstorff waren in der zweiten Hälfte des 17. und im 18. Jahrhundert Fuhrherren und Bergschmiede in Andreasberg im Harz. Ein Sohn des Bergschmieds und Bergarbeiters Johann Georg Polstorff zu Andreasberg, geb. 1742, wurde Hausvoigt, d. h. erster Beamter in Hemmendorf in dem damaligen Kurfürstentum Hannover. Dessen Amtsnachfolger wurde sein Sohn Johann Friedrich August, der Vater unseres Polstorff, welcher erst i. J. 1857 im Alter von 78 Jahren daselbst starb. Hier in Hemmendorf in den Lauensteiner Bergen an einem kleinen Nebenfluß der Leine, welcher den Namen Saale führt, wurde der verstorbene Konsistorialrat am 21. Febr. 1824 geboren. Er erzählte wohl davon, wie er hier als Knabe die waldigen Höhen durchstreift und seine Jugend verlebt habe unter der Zucht seines strengen Vaters. Er war der jüngste von 11 Geschwistern, von denen drei in früher Jugend starben. Ein Onkel von ihm hatte bereits den geistlichen Beruf erwählt und starb als Pastor in Celle. Ein Enkel desselben, welcher das Gymnasiallehrerexamen gemacht hatte, ist Mitarbeiter am Kladderadatsch. Er zeichnet sich durch seine dichterische Begabung aus und hat sich bekannt gemacht durch die meist guten Gedichte, welche regelmäßig das Blatt zu eröffnen pflegen. Übrigens stand der Entschlafene zu dem ziemlich entfernten Wetter in keiner persönlichen Beziehung.

Die Zeit nach den Befreiungskriegen, in welche die Jugend Polstorffs fällt, war eine dürftige und ärmliche Zeit, und das Einkommen seines Vaters ein beschränktes. So fehlte es an Mitteln, den begabten und lernbegierigen Sohn sogleich aufs Gymnasium zu geben, und er kam zunächst in das kinderreiche Haus seines ältesten Bruders Georg Friedrich, welcher damals bereits Pastor in Hastenbeck in Hannover war, um hier von dem Bruder unterrichtet zu



werden. Zu einem irgend regelmäßigen Unterricht von seiten des vielbeschäftigten Bruders scheint es allerdings nie gekommen zu sein, und der Entschlafene erzählte wohl mit einigem Humor von der eigentümlichen Art, in welcher er sich hier seine ersten Kenntnisse angeeignet habe. Mit einiger Anweisung seines Bruders mußte er die üblichen lateinischen Schriftsteller ziemlich auf eigene Hand lesen; auch etwas Griechisch lernte er. Er machte viele deutsche Aufsätze über zum Teil oft sonderbare Themata, welche sein Bruder ihm stellte. Französisch lernte er, indem er den Charles douze mit Hilfe eines Lexikons und einer Grammatik von Anfang bis zu Ende schriftlich ins Deutsche übertrug. Daneben verschlang er alles, was ihm in der dürftigen Bibliothek seines Bruders brauchbar zu sein schien. Namentlich erwarb er sich eine für sein Alter eigentümliche Kenntnis der deutschen Litteratur, indem er sämtliche Bändchen der kleinen Meyer'schen Groschenbibliothek, welche wohl nur den Älteren noch bekannt ist, wiederholt las. Und was er las, pflegte in seinem Gedächtnis zu haften. Ostern 1838, also im Alter von 14 Jahren, wurde er endlich auf das Gymnasium nach Hildesheim geschickt, wo er sogleich in die Sekunda eintrat; soweit hatte er es als Autodidakt doch gebracht. Er besuchte dasselbe bis Michaelis 1842. Nach Absolvierung der Maturitätsprüfung bezog er die Landesuniversität Göttingen, um Theologie zu studieren. Zwei Semester gehörte er einer Landsmannschaft an; aber er merkte bald, daß die Ansprüche, welche die Verbindung machte, zu seinem jetzmalen Wechsel nicht paßten, und daß dieselben seinem Studium allzu hinderlich waren.

Was ihm die damalige von etwa 350 Theologen frequentierte theologische Fakultät in Göttingen bot, war recht wenig. Außer dem epileptischen jüngeren Planck bestand sie aus hochbejahrten Vertretern eines abgestandenen Rationalismus und Supranaturalismus. Am meisten fesselten ihn zunächst die kirchenhistorischen Vorlesungen Gieseler's, da derselbe überall zu den Quellen führte. Das Lesebuch der Kirchengeschichte von Gieseler hielt Polstorff eben aus diesem Grunde noch in seinem Alter hoch in Ehren. Den Glanzpunkt der Fakultät aber bildete seit 1827 der geistvolle und hochbegabte Gottfried Christian Friedrich Lücke, bekannt namentlich durch seinen Johanniscommentar und als Begründer der „Studien und Kritiken“. Lücke gehörte ohne Frage zu den bedeutendsten Vertretern der



damaligen Vermittlungstheologie. In Berlin von Schleiermacher, Neander und de Wette angeregt, stand er etwa zwischen Schleiermacher und de Wette. Mit jenem hatte er die warmherzige Frömmigkeit gemein, die ihn mit lebhaftem Interesse für alle Lebensregungen der Kirche seiner Zeit erfüllte. So war J. H. Wichern ein Lieblingsjünger von ihm und blieb stets in naher Beziehung zu demselben. Aber neben dieser Glaubenssinnigkeit und gefühlsmäßigen Gemütswärme beherrschte die Theologie Lücke's der kritische Forschergeist de Wette's, der, wie Schleiermacher, sein religiöses Gefühl dem positiven Christentum anschloß, indem er in Christo den absoluten Mittler des religiösen Lebens sah, im übrigen aber alles Geschichtliche, Dogmatische, Objektive, welches mit dem Gefühl nicht unmittelbar in Verbindung stand, für das religiöse Gefühl keinen unmittelbaren „Wert“ hatte oder ihm zu haben schien, einer kühnen Verstandeskritik überließ, die noch viel weiter ging, als der Rationalismus je gegangen war. Die Geschichtsbücher des alten Testaments wurden von de Wette kritisch völlig zerlegt, und in der neutestamentlichen Kritik hob er die negativen Resultate geflüchtig hervor. Bekannt sind die großen Zugeständnisse, welche er der Strauß'schen Kritik des Lebens Jesu machte. So hatte auch die Theologie Lücke's etwas Fließendes, der Einheit und Geschlossenheit Entbehrendes, und konnte darum eine so klare und einheitliche Natur, wie die Polstorff's war, dem eine „Ja und Nein-Theologie“ bis in den Tod zuwider war, wenig befriedigen. Wenn man auf der einen Seite, pflegte er wohl zu sagen, in Lücke's Vorlesungen warm angehaucht wurde von dieser glaubenswarmen Frömmigkeit, so habe die schonungslose und alles zersezende Kritik, welche nachfolgte, schließlich jedesmal alles auf Schrauben gestellt, und es sei ihm immer gewesen, als ob er auf der andern Seite mit einem Eimer eiskalten Wassers begossen sei.

So verließ Polstorff nach Beendigung des üblichen Trienniums recht unbefriedigt die Universität. Er ging mit dem niederdrückenden Gefühl, daß ihm jede positive theologische Grundlage fehle, auf welche er sich stellen könnte, ja jeder feste Halt für seine Lebensanschauungen, für seine Zuversicht im Leben und im Sterben, daß ihm alles fehle, was nötig wäre, um einmal ins praktische Amt zu treten. Denn diese unsichere „Ja und Nein-Theologie“, die ihm selbst keinen Halt gewährte, anderen zu predigen, das schien



ihm unmöglich. So gewann der Gedanke in ihm Raum, die Theologie zu verlassen und sich auf Grund seiner Kenntnisse in den klassischen Sprachen und in der deutschen Litteratur dem Gymnasiallehrerberuf zu widmen, wie das damals viele verdorbene Theologen thaten.

Zunächst nahm er eine sich ihm hier in Mecklenburg bietende Hauslehrerstelle an in einer begüterten Pächterfamilie, namens Ehlers. Von Herbst 1845 bis 1849 war er Hauslehrer in Dambek bei Bobitz, und von 1849 bis 1851 in Hof Mecklenburg in einem dem ersteren verwandten Hause. Eine so behäbige Wohlhabenheit, wie sie damals in den mecklenburgischen Pächterfamilien herrschte, hatte er bis dahin noch nicht kennen gelernt. Der ganze Zuschnitt des täglichen Lebens, namentlich in bezug auf Speis und Trank, war ihm zunächst ein ganz ungewohnter. Andererseits konnte die ganze geistige Atmosphäre, welche ihn hier umgab, ihm in keiner Weise diejenige innere Anregung gewähren, welche er suchte, und nach welcher er sich um so mehr sehnte, als es ihm selbst an innerer Festigkeit und innerem Halt gebrach. So ließ ihn seine Lage oft recht unbefriedigt, wenn er auch mit der ganzen Treue, die ihn charakterisierte, seinem Berufe oblag. In Dambek zogen auch die Stürme des wilden Jahres 1848, wenn auch nur von ferne, an ihm vorüber. Nur einmal, als die Pächter der Umgegend an einem Sonntagnachmittag, wie gewöhnlich, in Dambek an den Kartentischen versammelt waren, verbreitete sich plötzlich die erschreckende Kunde, daß ein großer Haufen Volks auf Dambek zu heranziehe, der schon verschiedene Gutshöfe verwüstet habe. Alles stob in wilder Aufregung auseinander und rief nach Kutscher und Wagen, um dem eigenen Heim zuzueilen. Inzwischen waren reitende Boten der wilden Schar entgegengesandt, welche staubbedeckt zurückkehrten mit der Nachricht, die vermeintliche wilde Horde sei eine — Schafherde, welche in eine sommerliche Staubwolke gehüllt über die Höhen zog. Da beruhigten sich denn die Gemüther, und man setzte sich an den Tisch, auf welchem die wohlbereiteten Speisen unterdes fast erkaltet waren.

Es ist seiner ganzen Art nach begreiflich, daß der Entschlafene in dieser Umgebung mehr und mehr sich in sich selbst zurückzog. In seinen freien Stunden fesselten ihn in den ersten Jahren Herders Werke, welche er von einem Bekannten gegen Humboldt's



„Kosmos“ eingetauscht hatte. Wer Herders Werke kennt, der wird es verstehen, welche reiche Anregung ihm ein Geist von diesem Lebensreichtum, dieser Mannigfaltigkeit der Begabung, dieser seltenen Schärfe der Reflexion, bot. Er fühlte sich in mancher Beziehung sympathisch berührt durch die Schriften Herders, welchem im Gegensatz zu den Mischtheologen seiner Zeit, Ernesti, Michaelis u. a., die die Schrift- und Kirchenlehre vom rein historischen Standpunkt mit nüchtern-kritischem Verstande auffassen zu können meinten, ohne eine Ahnung zu haben von dem Leben, dem diese Welt religiöser Gedanken entsprungen war, die Religion ihrem innersten Wesen nach Leben war. Mit der ihm eigenen Energie und Treue studierte Polstorff als Hauslehrer die zwölf Bände Herder'scher Werke mit ihren mannigfaltigen Abhandlungen von Grund aus. War dies doch das einzige, was seine kümmerliche Bibliothek ihm bot. Aber Befriedigung für sein heißes Verlangen nach einem festen Grunde, nach Klarheit, Wahrheit und Gewißheit, konnte die schillernde, in allen Farben spielende Darstellungsweise Herders ihm in keiner Weise gewähren. Denn von Herders Standpunkt aus war die Religion schließlich doch nichts anderes als ein poetisch sich äufferndes Gemüthsleben. Gott war ihm in der monistischen Weise Spinoza's das Allleben, welches sich in den verschiedenen Religionen in mannigfaltiger Weise reflektiert, nur daß dies in der christlichen am vollkommensten der Fall sei. Die Geschichte des alten und neuen Bundes war ihm nichts als eine Entfaltung rein menschlicher Religiosität, welche ihre Gedanken in poetische Form gehüllt hat, welche erst abgestreift werden müsse, wenn man den wahren, religiösen Gehalt der Schrift erheben wolle. Eine wirklich positive Offenbarung eines lebendigen persönlichen Gottes kannte er nicht. Wie sehr Herder in seinem „Geist der hebräischen Poesie“ die poetische Schönheit der Bibel zu schätzen wußte, oder wie sehr er, fast allein unter seinen Zeitgenossen, ein tiefes Gefühl hatte für die Schönheit des unverwässerten Kirchenliedes: auf seinem humanistisch-poetischen Standpunkt erschien ihm die Schöpfungsgeschichte der Bibel als eine „vom Tagesanbruch entlehnte poesiereiche Hieroglyphe“ (cf. „die älteste Urkunde“). Jesus Christus war ihm nur ein Mensch in idealem Sinne und insofern das Ebenbild Gottes und der Eckstein des Christentums, aber eine göttliche Person, der menschgewordene Gottesjohn, war er ihm nicht. Was dahin in den



Evangelien laute, müsse aus den poetischen Formen des Morgenlandes erklärt werden.

„Es war nichts,“ pflegte der Heimgegangene zu sagen, wenn er von jenen Zeiten und seinen Herder'schen Studien sprach. Es ist begreiflich, daß er so immer mehr in innere Unruhe versank und fast in Gefahr kam, einer völligen Skepsis zu verfallen. Er las auch die heilige Schrift, besonders das Neue Testament, und zwar mit suchender Seele. Aber es war, als wenn ihm eine Decke vor den Augen lag. Es ging ihm, wie dem Kämmerer aus dem Mohrenland. Es fehlte ihm der Schlüssel zum Verständnis der Schrift. Die kritische Methode, welche er aus seiner Studienzeit mitgebracht hatte, verschloß ihm den wahren Sinn der Schrift.

Da wurde i. J. 1848 Gustav Kliefoth, der spätere Pastor in Plate, zum Pastor in Dambek gewählt und trat am Sonntag Misericordias Domini sein Amt an. Damit trat ein Wendepunkt in dem Leben Polstorffs ein. Zum ersten Mal hörte er nun sonntäglich einen Prediger, der seine Zuhörer weder mit frommen Gefühlen und Empfindungen, noch mit trockner Moral abspießte, sondern der, selbst feststehend im lutherischen Bekenntnis, seiner Gemeinde einfach Gottes Wort bot und auslegte. Im Verkehr hier im jungen Pfarrhaus fing ein neues Leben an ihm aufzugehen. In jeder Weise. Denn das Pfarrhaus zu Dambek wurde auch insofern entscheidend für seinen Lebensgang, als er hier die jüngere Schwester des Pastors, Christine Kliefoth, seine spätere Frau kennen lernte. An eine Verlobung dachte er nicht, bevor er nicht wenigstens sein Amtsexamen absolviert hätte. Vor allem aber, das pflegte der Entschlafene oft zu rühmen, danke er es seinem späteren Schwager, daß er ihn auf die Bekenntnisschriften unserer Kirche hingewiesen habe, von deren Existenz er in Göttingen während seiner Studienzeit kaum etwas gehört hatte.

Es ist höchst bemerkenswert, welche tiefgreifende Bedeutung die Bekenntnisschriften unserer Kirche, welche durch die Schuld des späteren Pietismus und vollends des Rationalismus lange im Schutt der Vergessenheit begraben lagen, in jener Zeit des Überganges, welche das zweite Drittel des nun sich zum Ende neigenden Jahrhunderts charakterisiert, gewannen, eine Bedeutung, für welche uns Nachgeborenen, die von Jugend auf mit der Milch klarer lutherischer Lehre genährt sind, die Erinnerung und fast das Ver-



ständnis fehlt. Wohl war nach den Zeiten der Befreiungskriege in Deutschland ein Geist sittlichen Ernstes, ein geschichtlicher Sinn und ein neues religiöses Leben erwacht. In der Zeit der Aufklärung waren die einzelnen Menschen nur ihren sentimentalischen Interessen, ihrem Familienglück, ihren humanistischen Studien, ihren ästhetischen Genüssen nachgegangen. Die Schrecken der napoleonischen Kriege hatten dies sentimentale und versubjektivierte Geschlecht gewaltig aus seiner Ruhe aufgerüttelt und ihm gezeigt, wie wenig es mit sentimentalischen Phrasen und dem Spiel subjektiver Tendenzen gethan sei, wo Thron und Altar erschüttert sind. Die Lebensbilder von C. M. Arndt, Steffens, Freiherr von Stein, Berthes, zeigen in erhebender Weise die Rückkehr zu dem Ernst des Lebens und zu den sittlichen Grundmächten des Lebens. Der geschichtliche Geist und der erstarkte nationale Sinn führte zurück in die Sagenwelt, Sitte, Kunst des deutschen Mittelalters, entartete freilich nicht selten in romantische Schwärmerei. Überall regte sich nach dem Druck der französischen Zeiten, welcher die Herzen mächtig zu Gott hinzog, religiöses Leben, von obenher gepflegt durch König Friedrich Wilhelm III., der in der Not der Zeit innerlich sehr gewachsen war, von unten her sich ausbreitend von kleinen Kreisen von Stillen im Lande aus, die durch die dürrn Zeiten des Rationalismus ihren Glauben hindurchgerettet hatten, und nun ihre Sauerteignatur zu entfalten begannen. Suchende Seelen aus den höchsten und gebildetsten Ständen suchten sie auf und schlossen sich ihnen an. Und die Theologie dieser Zeit war wohl in mannigfacher Weise angeregt durch diese nach positiver und biblischer Gestaltung drängenden Mächte; allein theils der von Schleiermacher ausgehende Subjektivismus, theils die Hegel'sche Spekulation, theils die immer noch sich geltend machende Strömung der negativen Kritik, hinderte die Theologie, zu positiven und sichern Grundlagen zurückzukehren, geeignet, die in sich zerfallenden Kirchengemeinschaften wieder zu erbauen. Da war es ein gesunder, geschichtlicher Zug der Zeit, daß viele, überjättigt von den aus Hegel und Schleiermacher, Kritik, Anschauung, Entwicklung und nicht selten bloßen Einfällen und Drafeln gemischten Doktrinen der Vermittlungstheologie, sich zurücksehnten nach den Felsenwassern der reformatorischen Theologie und der Bekenntnisschriften. Hatten doch Männer von höchster Unbefangenheit des Geistesstrebens wie Schneckenburger aus dem



Studium der Reformationsgeschichte den Eindruck gewonnen, daß, „was ihm von Umbildungsversuchen der Kirchenlehre durch die neuere Theologie bekannt geworden sei, ihm nur den Respekt vermehrt habe vor der Großartigkeit und Tiefe jener Systeme, in welchen unsere Väter Jahrhunderte lang ihre tiefsten Anschauungen niederlegten.“ Und Tholuck mußte bekennen, es sei ihm durch das Studium der Geschichte des Reformationsjahrhunderts je länger, desto mehr klar geworden, „wie sehr es not thue, einem diffluierenden Subjektivismus und seinen lustigen Phantasmagorien gegenüber die Kirche auf der historischen Basis ihres Bekenntnisses zu gründen.“ Und was Männer wie Kliefoth und Harleß im Kirchenregiment, und L. Harms und Löhe vom Boden des Gemeindelebens aus geleistet haben, hat wesentlich seinen Grund in der konfessionellen Entschiedenheit ihrer Stellung.

Aber man würde die Bestrebungen dieser Männer und ihre Rückkehr zu den Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche, ihre harten Kämpfe gegen die vermittlungstheologischen Richtungen der Union, ganz falsch werten, wenn man annähme, daß nur kirchenpolitische Interessen und praktische Rücksichten sie zu dieser Rückkehr zu dem Bekenntnis der Kirche bewogen hätten: als hätte nur die Erkenntnis, daß die Landeskirchen nicht erfolgreich organisiert und die Gemeinden nicht fest gestaltet werden könnten, ohne die feste Norm und Grundlage des kirchlichen Bekenntnisses, sie zu der Wiederherstellung derselben bewogen. Die Bedeutung, welche die Bekenntnisschriften für sie hatten, war eine viel größere, weit tiefer greifende. Das zeigt recht die innere Entwicklung Polstorffs. Als er mit den Bekenntnisschriften unserer Kirche bekannt wurde, trat der entscheidende Wendepunkt seines inneren Lebens ein. „Ich las,“ so pflegte er zu sagen, wenn er von jenen Zeiten redete, „die Bekenntnisschriften, namentlich die Apologie Melancthons, wie ein Erbauungsbuch, und in der Apologie wieder vor allem den zweiten und dritten Artikel: *de justificatione* und *de dilectione et impletione legis*.“ Durch diese Artikel der Apologie sei ihm erst das beseligende Geheimnis der evangelischen Heilswahrheit aufgegangen. Und diese wurde ihm nun zum Schlüssel für das Verständnis der heiligen Schrift, welche ihm bis dahin trotz ernstlichen Suchens wie ein verschlossenes Buch gewesen war. Der Heimgegangene wußte weder von einer Stunde gewaltjamer Bußkämpfe zu sagen,



wie alte und neue Pietisten und Methodisten sie fordern, noch von einem „Erlebnis“, einer geheimnisvollen „Stunde“, wie einst M. Baumgarten oder in der Gegenwart Herrmann, Haupt u. A., in welcher ihm wie durch unmittelbare Offenbarung von oben das Geheimnis und die Gewißheit des Glaubens aufgegangen wäre. Wohl konnte er es nicht oft genug betonen, daß ohne persönliche Befehrung niemand ein Christ sei, ja, daß ohne bewußte Befehrung niemand zu einem wirklichen Glaubensleben gelange. Aber seine Befehrung ging aus von den Bekenntnisschriften unserer Kirche, von deren Darlegung der Heilslehre und des Heilsweges aus er zur rechten Erkenntnis des beseligenden Heilsinhalts und der Heilsthatfachen gelangte und den Schlüssel zum Verständnis der heiligen Schrift fand. Darum bildete nun aber auch die Heilslehre, wie sie in den Bekenntnisschriften vorlag, und welche er bei dem durch sein ganzes Leben hindurchgehenden Studium der heiligen Schrift, in dieser selbst wieder fand, — es ging bis in sein hohes Alter, selbst wenn er auf Reisen war, wohl kaum ein Tag hin, an welchem er nicht wenigstens ein Kapitel der heil. Schrift gelesen hätte, — die Grundlage seines inneren Lebens und den Mittelpunkt, um den sich seine ganzen theologischen Anschauungen gestalteten. Es braucht nicht darauf hingewiesen zu werden, wie nun ein ganz neues Leben und Streben für den Entschlafenen begann, mit welcher Freude er nun sich dem Studium der übrigen luth. Bekenntnisschriften hingab, namentlich des großen Katechismus Luthers und dessen Schmalkaldischen Artikeln, und mit welchem Eifer er endlich auch die Konkordienformel studierte. Mancherlei Anregung bot ihm dabei während seiner Hauslehrerzeit in Hof Mecklenburg der Verkehr mit Pflaß, welcher damals als Reiseprediger in Dorf Mecklenburg stationiert war zur Unterstützung des dortigen Pastors Heydensleben, um der in jener Gegend in bedrohlicher Weise sich ausbreitenden baptistischen Propaganda entgegenzuwirken.

(Fortsetzung folgt.)

## Welche besonderen Anforderungen stellt die Gegenwart an die Predigt?

(Schluß.)

### VII.

Unsere bisherigen Ausführungen betrafen den Stoff der Predigt. Es ist selbstverständlich, daß die Gegenwart auch ihre besonderen



# Mecklenburgisches Kirchen- und Zeitblatt.

N. 24. Sonnabend, den 20. August. 1898.

Erscheint am 1., 10. u. 20. jedes Monats. — Abonnementspreis vierteljährl. 1 Mt. 50 Pf. — Bestellungen nehmen alle Postanstalten und Buchhandlungen entgegen. — Einzelne Nummern kosten in der Expediition 20 Pf. und 3 Pfg. Porto. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 20 Pf.

**Inhalt:** Konsistorialrat D. Polstorff †, von A. M. (Fortsetzung). — Diözesan-Konferenz in Doberan, von — dt. (Schluß). — Aus der Unterhaltungslitteratur. — Aus der Landeskirche: Feuerwehrtag. V. M. G. Kirchenbeleuchtung. Personalien. — Inzerate.

## Konsistorialrat D. Polstorff †.

(Fortsetzung.)

Bei den so verschiedenartigen Beziehungen, welche der Entschlafene zu Mecklenburg gewonnen hatte, ist es erklärlich, daß er sich, wie eine ganze Anzahl anderer hannoverscher Kandidaten, entschloß, in den Dienst der mecklenburgischen Landeskirche überzutreten. So machte und bestand er im Herbst 1851, und zwar zusammen mit seinem späteren Schwager Heinrich Kliefoth, hernach Pastor in Volkenshagen, im Alter von 27 Jahren das zweite theologische Examen in Schwerin.

Dadurch war er auch in das Haus des Oberkirchenrats Kliefoth gekommen, und dieser hatte bald den Wert und die Tüchtigkeit Polstorffs erkannt. Der Oberkirchenrat zögerte so nicht, den, wie der Heimgegangene wohl klagte, innerlich selbst kaum befestigten Kandidaten, für einen sehr exponierten Posten und eine recht schwierige Stellung auszuersuchen, nämlich als Pfarrvikar zu Cramon in der Nähe von Schwerin. Ursprünglich sollte Polstorff als Hülfsprediger des alten Konsistorialrats Kliefoth nach Neukloster und der mit ihm examinierte Heinrich Kliefoth nach Cramon. Durch einen plötzlichen Entschluß aber bestimmte der Oberkirchenrat Kliefoth seinen Bruder Heinrich umgekehrt für Neukloster und Polstorff für Cramon.

Der damalige Zustand in der Gemeinde zu Cramon läßt einen Blick thun in die traurigen kirchlichen Verhältnisse, wie sie damals noch hier und dort in Mecklenburg bestanden. Trocknen Ratio-



nalismus freilich gab es auf den Kanzeln noch genug. Er ließ sich nicht mit einem Schlage auszrotten. Aber der damalige Pastor Möller in Gramon stand wegen öffentlicher Verbreitung grundstürzenden Unglaubens in Disziplinaruntersuchung, war vorläufig vom Amte suspendiert, und wurde endlich auf Grund eines als authentisch von ihm anerkannten Briefes, welchen er an den Sprecher der freien Gemeinde in Nordhausen, Ed. Balzer, geschrieben hatte, seines Amtes entsetzt. Ein paar Sätze aus dem längeren Schreiben mögen den Standpunkt des Pastors Möller ungefähr charakterisieren.\*) „Verehrtester Freund! Ich hatte inzwischen von Ihrer Hand ein Schreiben empfangen, dessen Fortsetzung, dessen allgemeine Verbreitung ich sehr wünsch. Der erste Teil Ihrer Vorträge mußte zersetzend sein, um die Christen zu bekehren (!): nun erwarte ich den ethischen und sozialen. Auf Ihrer Sittenlehre melde ich mich an. — — — Eins gestatten Sie mir auszusprechen, wie mir ums Herz ist! Das Leben des guten Jesus scheint mir mehr ein gemachtes. Sie leiten das Christentum aus den älteren Religionen (Religionen?) ab; sollte nicht ebenso Jesus, auch ohne Wunder, ein Machwerk seiner Zeit sein? Der bei Johannes ist offenbar ein späteres Produkt; ein so ruhmrediger Mensch hätte nicht einmal Anhang gefunden, sondern erst nachdem er zum Gott gemacht war. Wie ich Politik, Religion, Sittenlehre nicht trenne, so mache ich mir die Sache wieder sehr einfach zurecht und unterrichte nach diesem Leitfad. Ich weise zunächst den Erhaltungstrieb in der Natur nach als deren innerstes Wesen und Gesetz. — — — Wundern Sie sich nicht, wenn Sie bei mir auf Widersprüche stoßen. Ich fühle selbst schmerzlich genug den des tausenden, absolvierenden u. s. w. Priesters; aber das Volk will diesen Luxus auf seine Kosten, und ich bin der Meinung, daß mir Unrecht geschieht mit der Annahme, ich bliebe bloß aus Liebe zum Einkommen in der quälenden Stellung. Der rohen Gewalt gegenüber muß man die rechten Mittel zum Ziele abwägen, mit der Selbsterhaltung nur bin ich imstande zu kämpfen. Lachen Sie über diesen Jesuitismus. Wir sind mehr oder minder alle in derselben Lage und dürfen unsere Art in diesen schlechten Jahren nicht aufopfern u. s. w.“ Wie muß dieser Mann in den sieben Jahren seiner Amtsdauer die Gemeinde

\*) Bergl. Zeitblatt für die evangelisch-lutherische Kirche Mecklenburgs. Herausgegeben von Karsten, Krabbe und Schroeder. 1852. Nr. 32.



verwüstet haben, und wie müssen die Konfirmanden unter seiner Unterweisung gelitten haben!

Hierher nach Gramon wurde also der junge, von Natur etwas timide und in äußeren Dingen mehr zu liebenswürdiger Vermittlung als zu energischem Durchgreifen geneigte Polstorff als ordinierter Hülfsprediger entsandt, um hier zum ersten Mal des geistlichen Amtes zu warten. Der Patron, Herr von Böhl, gab ihm Wohnung in einem Gartenhause in seinem Park, während der suspendierte Pastor Möller noch das Pfarrhaus innehatte und bei seiner in jenem Briefe genügend zum Ausdruck kommenden Gesinnung bemüht war, mit allen Mitteln dem neuen Vikar in der Gemeinde entgegenzuwirken und ihm das Leben sauer zu machen. Fürwahr ein schwerer Anfang! Und der Entschlafene trat mit schwerem Herzen sein Amt an. Fühlte er sich doch noch völlig unerfahren in der Amtsführung, der hier so besondere Schwierigkeiten entgegenstanden. Dazu kam, daß ihm zunächst das Predigen und das öffentliche Reden recht schwer fiel. Es kostete ihm die Aufbietung aller seiner Energie, um sich auf der Kanzel vom Konzept freizumachen, und nur das ernstliche Zureden seines späteren Schwagers vermochte ihn dazu. Einige kurze Tagebuchblätter, welche gerade aus diesem Sommer 1852 vorhanden sind, zeugen von der Treue, mit welcher er sich den Pflichten seines Amtes hingab. Tag für Tag, die Woche hindurch, ist notiert, wie weit er mit der Ausarbeitung der Sonntagspredigt gekommen sei, eine Leichen- oder Trauredede vollendet habe, oder seelsorgerische Besuche hier und dort in der Gemeinde gemacht. Glücklicherweise dauerte diese unerquickliche Thätigkeit, welche nur durch das freundliche Entgegenkommen des wohlgesümmten Patrons, mit welchem er dauernd in freundschaftlichen Beziehungen blieb, und auch durch die Gegenliebe, welche er in manchen Häusern der Gemeinde bei seinen seelsorgerischen Besuchen fand, erträglich gemacht wurde, nicht allzulange. Schon im Juli war der Pastor Möller in dritter Instanz abgesetzt, und bereits zu Michaelis 1852 wurde Polstorff nach Bülow versetzt als Geistlicher an dem dortigen Untersuchungsgefängnis. Ein reicher Schatz von psychologischen Beobachtungen, welche er in dem Jahre Michaelis 1852 bis 1853 als Gefängnisprediger im seelsorgerischen Verkehr mit den Gefangenen sammelte, erschien ihm immer als eine wertvolle Bereicherung seiner geistlichen Erfahrung, welche er nicht hätte entbehren mögen.



Nach Verlauf eines Jahres wurde er zum Archidiaconus an der St. Georgsgemeinde in Parchim ernannt und am 16. Okt. 1853 in sein neues Amt eingeführt. Das Herz ging ihm auf, als er nun endlich seine eigene Gemeinde gefunden hatte, und der Georgengemeinde in Parchim gehörte eigentlich seine erste Liebe. Hier in Parchim durfte er auch sein eigenes Heim begründen, indem er am 17. Juni 1853 Christiane Kliefoth, mit welcher er sich nach bestandnem Amtsexamen am 7. Juli 1852 verlobt hatte, eine Tochter des Konsistorialrats Kliefoth in Neukloster und eine jüngere Schwester des Oberkirchenrats heimführte, die ihm bis in sein Alter eine treue Lebensgefährtin war und jede Sorge und Freude mit ihm teilte. Von wesentlichem Einfluß auf die ganze geistliche Entwicklung Polstorffs wurde hier der Verkehr mit dem damaligen Superintendenten Schliemann in Parchim, welcher freilich bereits i. J. 1856 in den Oberkirchenrat nach Schwerin berufen wurde, mit welchem er aber bis an dessen Ende in lebhaftem persönlichen und brieflichen Verkehr blieb. Mit keinem ist er durch die tiefste und innigste Geistesgemeinschaft so verbunden gewesen, wie mit Schliemann. So wurde Polstorff von vornherein durch die engsten Bande mit Kliefoth und Schliemann verbunden, diesen Männern, welche mit Karsten, Krabbe, Philippi und Dieckhoff es vorzugsweise waren, welche von der Mitte dieses Jahrhunderts an die Restitution des verfallenen Kirchenwesens in Mecklenburg leiteten und demselben das Gepräge gaben.

Hier in Parchim sammelte Polstorff bald durch seine gläubigen und gehaltvollen Predigten, denen man es abfühlte, daß er nichts predigte, was er nicht selbst erfahren und erlebt hatte, und nichts mahnte oder strafte, was er nicht in seinem Thun und Leben selbst bewährte, eine immer größer werdende Gemeinde um die Kanzel der St. Georgenkirche. Um in der recht wenig kirchlichen Gemeinde Eingang zu finden und um einen dauernden Grund zu einer Besserung der kirchlichen Verhältnisse zu legen, suchte er, neben fleißigem seelsorgerischem Verkehr mit den Einzelnen, von Anfang an die Lehrer und die Jugend zu gewinnen. Regelmäßig sammelte er in seinem gastlichen Hause die Lehrer der Gemeinde um sich, um mit ihnen zu besprechen, wie der Unterricht in der biblischen Geschichte und im Katechismus am erfolgreichsten zu gestalten sei, und hielt mit ihnen und vor ihnen, — denn er war selbst ein vor-



züglicher Katechet, — katechetische Übungen mit den Schulkindern. Vor allem suchte er mit Erfolg die völlig in Verfall gekommenen kirchlichen Katechisationen neu zu beleben, indem er nicht nur die älteren Schulkinder, auch die Schüler des Gymnasiums, in der Kirche um sich sammelte, sondern es gelang ihm auch, namentlich unter den Gymnasiasten manche der bereits konfirmierten zu bewegen, regelmäßig an den öffentlichen, kirchlichen Katechisationen teilzunehmen.

Pölstorff trat damit mit ganzem Herzen und mit voller Energie in die Bahnen ein, welche jene Männer vorgezeichnet und betreten hatten, in deren Hände Gott damals den Wiederaufbau unserer Landeskirche gelegt hatte.

Freilich war um die Mitte des Jahrhunderts der Rationalismus wissenschaftlich überwunden und die Erneuerung der Theologie hatte sich vollzogen. Wenigstens konnte man eine Linie ziehen und sagen, daß diejenige Theologie, welche in Bezug auf Glauben und Bekenntnis noch unter dieser Linie stand, einem überschrittenen Standpunkt angehöre und eine Zukunft und Hoffnung nicht mehr habe. Aber damit war nicht auch zugleich die Kirche erneuert. Im Gegenteil, mit geschichtlicher Notwendigkeit machten sich die Nachwehen des Rationalismus und der Aufklärung in den breiten Schichten des Volkes nun erst recht geltend, und es erwies sich als eine völlig verfehlte Hoffnung, daß sich auch die Kirche nun wie mit einem Zauberschlage erneuern lassen werde in Gemäßheit der neuen gläubigen, positiven, ja konfessionellen Richtung, welche in der theologischen Wissenschaft zum Durchbruch gekommen war. In den Gemeinden fehlte vor der Hand noch das Allererste, und was die Voraussetzung des Glaubens ist, das bloße Wissen vom Worte Gottes. Denn der „schlichte“ Glaube, ein bloßes allgemeines Gottvertrauen, welchem die Heilserkenntnis fehlt, und für welchen selbst die Kenntnis der großen Heilsthaten Gottes irrelevant ist, wie ihn die heutige moderne Theologie anpreist, hätte den Männern jener Zeit als ein Rückfall gegolten in einen längst überwundenen Standpunkt. Nur beim Landvolk und beim geringen Bürgerstande mochte sich noch ein Rest christlicher Erkenntnis finden, der die lange Zeit rationalistischer Predigt und eines gleichen Schulunterrichtes überdauert hatte. Gerade in unserer Landeskirche war doch noch ein Schatz alter Postillen, alter Agenden, alter Katechismen und Ge-



sangbücher bewahrt geblieben. In andern Ländern und überall bei den sog. gebildeten Ständen war selbst das Wissen um das Wort Gottes abhanden gekommen. Von dem Stofflichen der biblischen Geschichte bis zu den einfachsten Grundbegriffen christlicher Lehre, die zu dem A-b-c christlichen Glaubens und Lebens gehören, war alles den Gemeinden ein Unbekanntes, Niegehörtes, Unverstandenes und Unverständliches geworden. Die Sacramente waren ihnen leere Ceremonieen, die evangelischen Grundbegriffe: Buße, Bekehrung, Wiedergeburt, Rechtfertigung, Glaube, Seligkeit, ewiges Leben, so mißdeutet, so auf falschen Sinn gezogen, so von Vorurteil umhüllt, daß ein verständiger Prediger sie kaum auf der Kanzel in den Mund nehmen konnte, ohne zugleich eine Erklärung hinzuzufügen, wenn er nicht gründlich mißverstanden werden wollte. Gab es doch Gebildete genug, welche von der Bibel nicht viel mehr wußten, als daß Davids Esel einst gesprochen haben solle und zu Josuas Zeiten die Sonne stillgestanden, und doch meinten über Religion, Christentum, Bibel ein ganz vollgewichtiges Urteil zu haben.

Überall suchte und sann man auf Mittel und Wege, die der Kirche entfremdeten Massen wiederzugewinnen und ihnen neues Leben einzuhauchen. Und zwei Mittel, neue Mittel, waren es, welche man anpries, und von welchen man mit Sicherheit erwartete, daß sie geeignet seien, den Schaden Josephs zu bessern und die verfallenen Mauern Zions wieder zu bauen. Das eine war die Herstellung einer repräsentativen Gemeinde- und Kirchenverfassung, das andere die durch F. H. Wichern organisierte und zentralisierte Innere Mission. Die Männer, welche damals an der Spitze unserer Landeskirche standen, standen beiden neuen Mitteln mit ziemlichen Bedenken gegenüber. In Bezug auf die synodale Gemeindeordnung ging es ihnen wie den Männern der Reformation. Eine solche Organisation der Gemeinden und der Landeskirche schwebte ihnen wohl als das zu erstrebende Ziel vor Augen; aber sie hegten mit Recht Zweifel, daß durch eine Gemeindeverfassung eine tote Gemeinde lebendig gemacht werden könne, und vor allem meinten sie, wie einst die Reformatoren, daß es noch an geeigneten Leuten zur Einführung einer solchen fehle. Sie scheuten sich, die Verwaltung der kirchlichen Ordnungen in die Hände von Gemeinden zu legen, welche dem kirchlichen Leben mehr oder weniger entfremdet, ja in völligen Unglauben versunken waren. Und was die Be-



strebungen der Inneren Mission betrifft, so waren sie gewiß nicht gegen die Förderung und Belebung der christlichen Liebesthätigkeit; das ist ja ein unmöglicher Gedanke. Aber was ihre Bedenken erregte, war die eigentümliche Organisation und Zentralisation derselben, wie sie von Wichern ins Werk gesetzt war, der, selbst von Hause aus reformiert, sich völlig der Union angeschlossen hatte. Sie fürchteten nicht ohne guten Grund, daß durch den Anschluß an die Wichern'sche Organisation, welche sich gerade auf die Erweckten in den einzelnen Gemeinden stützte, die Organisation der Landeskirchen auf konfessioneller Grundlage unmöglich gemacht werde. Abgesehen davon, waren es offenbar zwei wesentlich verschiedene Wege, auf welchen Männer wie Kliefoth und Harleß einerseits und Wichern und seine Freunde andererseits die der Kirche entfremdeten Massen zu gewinnen und die Toten zu neuem Leben zu erwecken gedachten. Jene faßten das Ganze der Gemeinden, die ganze ihnen unterstellte Landeskirche als Volkskirche, ins Auge. Durch Schaffung eines tüchtigen, gläubigen Predigerstandes, durch Förderung der Unterweisung der Jugend in gesunder evangelischer Lehre, durch Herstellung christlicher Ordnung und Sitte, hofften sie allmählich Glauben und Leben in dem Ganzen der Gemeinden zu verbreiten, und dasselbe von Grund aus zu bauen. Wichern und seine Freunde dagegen meinten, daß ohne oder wenigstens neben dem vielfach noch ungläubigen Behrntamt von erweckten Zentren innerhalb der Gemeinden aus, in kleineren Kreisen christliches Leben sich entfalten solle, und hofften, daß dasselbe dann vermöge seiner Sauerteignatur allmählich das Ganze durchdringen werde. Es dürfte klar sein, daß beide Wege, einseitig verfolgt, ihre Schattenseiten haben und gehabt haben, und daß gegenwärtig kaum noch jemand an eine einseitige Verfolgung dieser beiden Methoden denkt. Auch die Vertreter der Bestrebungen der Inneren Mission haben längst die Mängel und Einseitigkeit jener Methode erkannt, und in Deutschland wenigstens, und gar bei uns in Mecklenburg, liegt jetzt durchweg die Erweckung, Belebung und Organisation der Bestrebungen der Inneren Mission in den Händen des kirchlichen Amtes.

Doch es kann sich hier nicht darum handeln, die Motive nachzuprüfen und ihre Berechtigung zu beurteilen, welche die Männer jener Zeit bewogen, diesen „neuen Mitteln“ gegenüber sich wesentlich ablehnend zu verhalten. Es kann sich hier vielmehr nur



darum handeln, die Wege näher zu charakterisieren, welche jene Männer einschlugen, um die in Verfall geratenen Gemeinden wieder zu bauen.

Theod. Kliefoth, der doch die Seele jener neuen Bewegung in unserer Landeskirche war, hatte schon 1846, nachdem er zum ersten Domprediger und Superintendenten der Diözese Schwerin berufen war, in einer Reihe von Abhandlungen über „Predigt und Katechese in der Vergangenheit und Gegenwart“ seine Gedanken und Anschauungen in seiner klaren Art zum Ausdruck gebracht.\*) In seiner auf die lutherische Reformation zurückgehenden und an das geschichtlich Gewordene und noch Bestehende anknüpfenden Weise fragte er sich, welche Mittel die Männer der Reformation gewollt und angewendet hätten, um die nach Wiederherstellung der reinen evangelischen Lehre doch zunächst auch noch unlebendigen Gemeinden zu beleben und zu bauen. Und er fand, daß sie keine andern Mittel hätten in Anwendung bringen wollen, als diejenigen, welche der Herr der Kirche selbst in ihre Hände gelegt hatte, die Gnademittel des Wortes und Sakraments. Sollten die Gemeinden dauernd auf festem Grund erbaut werden, und sollte das Evangelium wirklich eine Macht in ihnen werden, so erschien es den Männern der Reformation im Gegensatz zu den Schwarmgeistern, welche ihr Augenmerk auf eine gewalttätige, gefühlsmäßige Erweckung richteten, als das Erste und Notwendigste, daß in den Gemeinden eine genügende Erkenntnis und Bekanntschaft mit der evangelischen Heilswahrheit und mit der Schrift selbst verbreitet werde, und daß die Gemeinden zu christlicher Ordnung und Sitte erzogen würden. Dazu genügte aber nicht die sonntägliche Predigt über die evangelischen und in den Städten auch über die epistolischen Perikopen, welche man aus der alten Kirche beibehielt, durch welche die Schlafenden erweckt und die Erweckten im Glauben gefördert werden sollten. Denn diese Sonntagspredigten konnten doch immer nur einen Ausschnitt der evangelischen Heilswahrheit behandeln. Darum schrieb Luther seine Katechismen nicht nur für die Jugend, sondern auch für die Gemeinden, damit sie in den Zusammenhang der evangelischen Heilswahrheit eingeführt würden. Es war ihm

\*) Vergl. Mecklenburgisches Kirchenblatt. Herausgegeben von Diakonus Karsten, Superintendent D. Kliefoth und Prof. D. Krabbe. 1846. Heft 1, 3 u. 4.



nicht ausreichend, daß nur den Kindern in Schule, Haus und Kirche der Katechismus eingeprägt werde. Er war weit davon entfernt zu meinen, als sei die evangelische Heilserkenntnis ein Schatz, von welchem sich ein jeder bis zum vierzehnten Lebensjahre sein Teil anzueignen vermöge, so daß es für das fernere Leben ausreichte. Vielmehr sollte diese Einführung in den Zusammenhang der Heilsslehre sich fortsetzen in den öffentlichen Katechismuspredigten, verbunden mit einer Wiederholung und Rezitation der Stücke des Katechismus. Das Beichtverhör in der Privatbeichte bildete gleichsam die Kontrolle für das Bleiben und die Förderung der einzelnen in rechter Erkenntnis. Und wenn endlich die sonntägliche Kultuspredigt nur bestimmte und feststehende Abschnitte aus dem reichen Inhalt der Schrift auslegte, so sollten die bestehenden Vesper-, Früh- und Wochengottesdienste, anstatt Psalmen zu „plärren“, dazu verwandt werden, die Geförderten in den Zusammenhang der heiligen Schrift durch fortlaufende Auslegung ganzer Bücher derselben einzuführen. In einem zweiten Artikel hatte Kliefoth gezeigt, wie diese großartige Organisation der kirchlichen Unterweisung schon im Zeitalter der Orthodoxie verkümmert, in der Zeit des Pietismus, der Aufklärung und des Nationalismus aber völlig verloren gegangen sei. Es sei nichts übrig geblieben als die sonntägliche Predigt, und diese sei durch Jahrzehnte hindurch ihres evangelischen Inhalts entleert gewesen. In einem dritten Artikel endlich hatte er dargelegt, was nun zu thun sei. „Sind die obigen Ausführungen nicht ganz der Wahrheit ledig,“ so heißt es da, „so kommt es zuerst und zuletzt, wesentlich und hauptsächlich an auf eine erschöpfende Mitteilung des biblischen, positiven Glaubensstoffes an die Gemeinden, auf eine allseitige Unterrichtung derselben in den historischen Fundamenten des Glaubens und der Kirche, und so auf die Zurückführung von leeren Abstraktionen und vagen allgemeinen Reflexionen und inhaltlosen Erregungen zu dem festen Wort und zu dem Thatsächlichen der Offenbarung.“ Um dies zu erreichen, schein es ihm vor allen Dingen anzukommen 1. auf Einführung und sorgfältigste Pflege des Unterrichts in der biblischen Geschichte in den Schulen, 2. ergebe sich die Notwendigkeit strengster Festhaltung des Kirchenjahrs, also Beibehaltung der evangelischen Perikopen und Auslegung gerade ihres historischen Gehaltes durch die Predigt, 3. fortgehende Auslegung ganzer Schriftabschnitte und



Schriftbücher in den Früh-, Nachmittags- und Wochengottesdiensten 4. sei als auf ein Hauptbedürfnis der Zeit hinzuweisen auf die Erneuerung der regelmäßigen Katechismuspredigten.

Zur Ergänzung möge noch hingewiesen sein auf eine Abhandlung desselben Mannes aus dem Jahre 1834\*) „Über Presbyterien in der mecklenburgischen Landeskirche“, die schon dadurch von besonderem Interesse ist, daß Kliefoth dieselbe im Alter von 24 Jahren als Prinzeninstruktor in Ludwigslust schrieb. Er bringt hier zunächst eingehend seine Bedenken zum Ausdruck, schon jetzt Gemeindepresbyterien in Mecklenburg einzurichten, wegen des gegenwärtigen Zustandes der Gemeinden. Dagegen erklärt er es vorerst, und zwar wieder unter einem historischen Rückblick auf die Einführung der Reformation in Mecklenburg und auf die Ordnungen, welche damals geschaffen wurden, um die Kirche auf dem Grunde der neuen evangelischen Erkenntnis zu bauen, für die Hauptsache, auf welche alles ankomme, zunächst „einen im freien Geiste lebendigen Stand von Geistlichen zu schaffen“. Zu diesem Zweck seien die alten Synoden zu beleben, sei es größerer Gemeinschaften unter Leitung der Superintendenten, sei es kleinerer Gemeinschaften unter Leitung der Präpositen. Da sollten die „Erregten“, wie er sie nennt, d. h. diejenigen, welche „von der Liebe zu Christo, zu unserer Kirche und dem Eifer, der auch etwas dafür thut“ erfüllt sind, zusammenkommen, zur gegenseitigen Erregung und Stärkung. Von den „Erregten“ werde so auch eine Einwirkung ausgehen auf die „Indifferenten, Indolenten und Superklugen, die mit sich und mit allem schon so lange fertig“ seien. Dazu seien, da in den offiziellen Synoden die letzteren einmal überwiegen könnten, „freie Geistlichen-Vereine“ zu gründen, zu welchen die „Erregten“ sich zusammenschließen. Dieselben hätten ihre Statuten dem Kirchenregiment vorzulegen, um den Zusammenhang mit demselben zu wahren; und das Kirchenregiment werde etwa einen Präpositus oder Superintendenten in den Verein delegieren. Es sei unmöglich, daß diese Zusammenkünfte nicht ein Sporn werden sollten zu neuem Eifer, daß nicht durch sie das eigentümliche Gemeinschaftsbewußtsein der Geistlichen gestärkt werden sollte, das Bewußtsein, mit seiner That nicht allein

\*) Vergl. Kirchen- u. Schulblatt für Mecklenburg. Herausgegeben von H. Karsten, Diakonus an St. Marien in Rostock und Dr. E. Schmidt, außerordentlicher Prof. d. Philosophie daselbst. 1834. 3. Heft.



zu stehen, sondern einer Gemeinschaft anzugehören, welche eins sei in Glaube, Gesinnung und Streben, zum Salz der Erde zu werden, daß solche Beratungen nicht enden sollten mit gegenseitigen Verabredungen und Entschlüssen, wie das Werk gemeinschaftlich zu fördern sei. Die Abhandlung des Vierundzwanzigjährigen schließt mit dem kühnen, fast prophetischen Wort: „So schließe ich, mir bewußt, wo ich etwa fürchtete, Grund dazu gehabt zu haben, und, wo ich einen Vorschlag machte, ihn nötigenfalls durch die That beweisen zu können.“

Doch allzulange haben wir schon verweilt bei den Gedanken und den Bauplänen, welche vor allen die Seele des Mannes bewegten, in dessen Hände fast zwei Jahrzehnte später Gott die Leitung unserer Landeskirche legte, und welcher derselben auf lange ihr Gepräge gegeben hat. Aber es war notwendig, auf jene Zeit einen Blick zu werfen, um zu erkennen, wie Polstorff in der ganzen Art, in welcher er in Parchim sein Amt an- und aufsaßte, in seiner Predigt, in seinem Bestreben, einen Einfluß auf die Lehrer und auf die Schulen zu gewinnen, in dem Eifer, mit welchem er die kirchlichen Katechisationen, auch mit den Konfirmierten, belebte, um überall einen festen Grund gesunder evangelischer Erkenntnis zu legen, mit ganzem Herzen und voller Energie eintrat in die Bahnen, welche diejenigen Männer betreten hatten, in deren Händen in jener bewegten Zeit die Zügel unserer Landeskirche lagen, und daß er aus voller Überzeugung mit ihnen demselben Ziele zustrebte. Und nicht ohne Erfolg. Denn noch nach Jahren lebte die Erinnerung an seine Predigten in Parchim fort, und die Lehrer gedachten noch gern und oft des anregenden Verkehrs mit ihm und der bleibenden Eindrücke, welche sie von ihm empfangen hatten.

Indessen währte Polstorffs Wirksamkeit auch in Parchim nur wenige Jahre. Seine Tüchtigkeit und sein reges Streben konnte nicht unbeachtet bleiben. Und als die Superintendentur in Güstrow durch den Tod des Konsistorialrats Vermehren i. J. 1858 vakant geworden war, wurde Polstorff, erst 35 Jahre alt, zum Nachfolger desselben ernannt, und trat am 8. Mai 1859 sein neues Amt an. Die Landessuperintendenten in Mecklenburg, welche ein Pfarramt nicht zugleich bekleiden und ihrer ganzen Stellung nach mehr den preussischen Generalsuperintendenten vergleichbar sind, wenn auch ihre aus etwa 70 Pfarren bestehende Diözese weit



weniger umfangreich ist, nehmen die einflußreichste und verantwortungsvollste Stellung in der Landeskirche ein. Leider sind dieselben, zumal auch das Schulwesen und die Aufsicht über die Kirchenärarier zu ihrem Ressort gehört, mit manchen oft recht dürren, wenig erquicklichen äußeren Verwaltungs- und Bureauarbeiten belastet, daß ihnen oft nicht die wünschenswerte Zeit bleibt, durch Inspektionen, Visitationen und persönlichen Verkehr denjenigen anregenden und erregenden Einfluß auf ihre Diözesanen in vollem Maße auszuüben, den sie doch haben sollten. Aber Polstorff ging mit voller, frischer Kraft in sein neues arbeitsreiches Amt hinein.

Um, ganz im Sinn obiger Gedanken über die Belebung der Synoden, seine persönlichen Beziehungen zu den Pastoren der Diözese und der letzteren untereinander zu pflegen, berief er schon im nächsten Jahre zum Mittwoch nach dem 1. p. Trin. eine Diözesan-Konferenz nach Güstrow. Und die Pastoren der Diözese folgten fast vollzählig seinem Ruf. Polstorff selbst eröffnete die Versammlung mit einer warmen Ansprache, in welcher er seiner Freude Ausdruck gab über das zahlreiche Erscheinen der Brüder, dem Wunsche, daß die Zusammenkunft als eine lebendige Darstellung ihrer äußeren, wie inneren Zusammengehörigkeit, sich regelmäßig wiederholen möchte und der Hoffnung, daß diese Pflege der Gemeinschaft allen zu einer inneren Stärkung und Erquickung in ihrem hohen und schönen Amte gereichen möge. Anknüpfend an das Sonntagsevangelium vom reichen Mann und armen Lazarus wies er des weiteren hin auf das hohe Amt, das ihnen vertraut sei. Es sei vor allem ein Dienst am Wort, wie „Moses und die Propheten“ ihn hatten. Es handle sich, um dieses Dienstes recht zu walten, um den Mut der Demut, sich selbst unter dies Wort zu beugen, und wo immer und wann immer man es predige, es zu predigen als Gottes Wort, das uns vertraut ist. Sei es so ein gar hohes Amt, das uns vertraut ist, so erfordere es auch volle Treue, des Amtes an den „Reichen“ wie an den „Armen“ zu walten, sowohl an denen, die reich und satt sind, als auch an den suchenden Seelen, welche schmachten nach einem Brotsamen vom Tische des Lebens. Für die Verhandlungen hatten Thesen gestellt Pastor Karsten aus Reinshagen über „das Verhältnis der Predigt zur Schrift“, und Pastor Thomälen aus Laage „über Zweck und Geltung des Gesetzes“. Diese Diözesan-Konferenzen, welche, wenn



auch nicht jährlich, so doch öfter sich wiederholten, wurden zu einem wesentlichen Mittel zur Pflege der persönlichen Gemeinschaft und inneren Förderung der Diözesanen untereinander, wie auch zur Knüpfung eines engen persönlichen Verhältnisses zwischen Polstorff und seinen Diözesanen. Wohl wenige unter den Landesuperintendenten haben in so enger persönlicher Beziehung zu den Pastoren ihres Bezirks gestanden und auch so sehr deren persönliches Vertrauen besessen, wie Polstorff. Freilich hatte er zuletzt bereits alle Pastoren seines Bezirks bis auf zwei, wenn ich nicht irre, in ihr Amt eingeführt.

Suchte er so von vornherein auf seine Diözese einen persönlichen Einfluß zu gewinnen, so war er nicht minder bemüht, auch auf den engeren Kreis der Domgemeinde in Güstrow belebend einzuwirken. Um den Kirchenbesuch war es anfangs recht traurig bestellt, aber eine immer größer werdende, andächtige Gemeinde sammelte sich, so oft er predigte, um die Kanzel des Doms. Namentlich an den hohen Festtagen waren die weiten Räume des schönen Gotteshauses oft bis auf den letzten Platz gefüllt. Was an seinen Predigten anzog, waren nicht große rhetorische Gaben, denn diese fehlten ihm, und um schöne Worte oder Phrasen gab er garnichts. Er predigte einfach Gottes Wort als Gottes Wort aber er schöpfte immer aus seiner Tiefe. Aber was die Hörer anzog, war das, daß er das Menschenherz in seinem Troß und seiner Verzagttheit aus eigener Erfahrung kannte. Man merkte es jedem seiner Worte an, daß er von dem rede, was er selbst gesehen und gehört hatte, und daß er mit seiner ganzen Persönlichkeit für dasselbe einstehe. Darum wußte trotz ihrer äußeren Schmucklosigkeit seine Predigtweise die Herzen der Hörer zu finden und zu treffen.

Aber noch in anderer Weise entfaltete er in Güstrow eine reichgesegnete Thätigkeit durch die Bibelstunden, welche er wohl in jedem Winter bis in das letzte Jahr seines Lebens hielt. Und wenn er sonst ganz in die Bahnen eintrat, welche Kliefoth vorgezeichnet und eingeschlagen hatte, so zeigt sich hier die Selbstständigkeit, welche Polstorff bei völliger Einheit des Grundes, von welchem beide ausgingen, und des Zieles, dem beide zustrebten, sich nach manchen Seiten bewahrte. Hatte Kliefoth in der oben erwähnten Abhandlung aus dem Jahre 1846 zwar betont, daß neben der Kultuspredigt eine Einführung der Gemeinde in den Inhalt und



den Zusammenhang der ganzen Bücher der heiligen Schrift anzustreben sei, so verhielt er sich damals noch etwas ablehnend gegenüber den eben in Aufnahme kommenden Bibelstunden, und meinte die Auslegung ganzer Bücher der Schrift nach der Weise der Reformationszeit den Vesper- und Wochengottesdiensten zuweisen zu sollen. Später stand auch er bekanntlich anders. Polstorff erkannte sogleich, daß die neue Zeit auch neue Wege erfordere, da die Zeit für den Besuch der Wochen- und Vespergottesdienste wenig günstig ist. So richtete er sofort diese abendlichen Bibelstunden ein, indem er zunächst die Bücher des Neuen Testaments und später auch die des Alten Testaments auslegte. Eine reife Frucht dieser Bibelstunden, zu welchen er sich stets mit der ihm eigenen Treue auf das sorgfältigste vorbereitete, war „das Evangelium von Jesu, dem Sohne Gottes, nach den vier Evangelien in Bibelstunden“. Teil 1: Die Kindheitsgeschichte. Teil 2: Das angenehme Jahr des Herrn. (Schluß folgt.)

## Diözesankonferenz in Doberan.

(Schluß.)

Nach einer viertelstündigen Pause hielt Herr P. Lenthe-Hanstorf sein Referat über die seelsorgerliche Behandlung der gefallenen Brautpaare. Der Herr Referent hatte seinem Vortrage folgende Thesen zu Grunde gelegt:

- I. Die je länger je mehr zu Tage tretende Verachtung des 6. Gebots und die dadurch bedingte Zerfetzung unsers Volkslebens mahnt die Kirche aufs ernsteste, ihres Wächteramtes zu warten. Neben der Verkündigung des Wortes von der Verjöhnung ist deshalb den Einzelnen wie der Gemeinde das Gewissen zu schärfen durch die Verkündigung des Gesetzes, und alle diejenigen, welche durch Verachtung des Gesetzes Ärgernis geben und der Zucht widerstreben, sind in besondere seelsorgerliche Behandlung zu nehmen.
- II. Um die in einer Gemeinde geübte Seelsorge und Kirchenzucht nicht unwirksam zu machen, vernetwendigt sich gemeinsames und einheitliches Handeln weiterer Kreise (Präposituren, Diözesen etc.).
- III. Den gefallenen Brautpaaren gegenüber ist eine öffentliche Bußvermahnung zu vermeiden; dieselben sind vielmehr durch



# Mecklenburgisches Kirchen- und Zeitblatt.

Nr. 25. Donnerstag, den 1. September. 1898.

Erscheint am 1., 10. u. 20. jedes Monats. — Abonnementspreis vierteljährl. 1 Mf. 50 Pf. — Bestellungen nehmen alle Postanstalten und Buchhandlungen entgegen. — Einzelne Nummern kosten in der Expedition 20 Pf. und 3 Pfg. Porto. — Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 20 Pf.

**Inhalt:** Konsistorialrat D. Polstorff †, von A. M. (Fortsetzung statt Schluß). — Die Schulbibel. Referat für die Diözesansynode zu Doberan, von Pastor Salfeld-Satow. — Aus der kirchengeschichtlichen und Missions-Litteratur. — Aus der Landeskirche: Verunglimpfung der mecklenb. Schulverhältnisse. Mecklenb. und preussisches Schulwesen. Seltsames Injerat. Für alle Lutheraner in der Schweiz. Personalien. Vereinswesen. Missionsfeste. — Injerate.

## Konsistorialrat D. Polstorff †.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Seine große Arbeitskraft machte es ihm möglich, als der damalige Pastor Helmuth Kliefoth in Lübbtheen die Redaktion des „Mecklenburgischen Kirchenblatts“ niederlegte, vom 1. Juli 1860 ab in Gemeinschaft mit Pastor Karsten zu Reinsenhagen die Redaktion des „Neuen Mecklenburgischen Kirchenblatts“ zu übernehmen. In dem Vorwort, mit welchem er das neue Blatt eröffnete, legte er die in der Gegenwart der Kirche gestellten Aufgaben in lichtvoller Weise dar unter der Überschrift: „Halte, was du hast!“ Er wies hin auf den reichen Schatz, welchen unsere lutherische Kirche „habe“ in der reinen schriftgemäßen Erkenntnis der Heilswahrheit, wie sie in den Bekenntnisschriften gegeben sei und in den Ordnungen unserer Kirche zum Ausdruck komme. Um diesen Schatz aber wirklich zu haben, gelte es, sich denselben zu erwerben und anzueignen, damit er ein lebendiger und persönlicher Besitz werde, dann aber gelte es, den Schatz zu „halten“ als einen von Gott uns geschenkten, gegen alle Einwendungen und Einsprüche, von welcher Seite sie auch kommen möchten, und das Wort zu predigen in sich selbst verleugnender Beugung unter das Wort Gottes. — Durch eine ganze Reihe von längeren und kürzeren Artikeln, die aus seiner Feder flossen, u. a. über „die Ehefrage“, veranlaßt durch die Verhandlungen, welche damals schon unter Bethmann-Hollweg im preussischen Landtage stattfanden über die Frage, ob eine obligatorische oder fakultative oder eine Notzivilehe einzuführen sei, über die Frage: „Ist das



tausendjährige Reich gewesen oder steht es noch bevor?“ ferner „Über den hannoverschen Katechismusstreit“, griff er bedeutungsvoll in die damalige Zeitbewegung ein oder orientierte über die jene Zeit bewegenden Fragen.

Nur bis zum Jahre 1863 konnte Polstorff die Redaktion fortführen; denn in diesem Jahre wurde er in eine neue Arbeit und einen neuen, weitreichenden Wirkungskreis hineingestellt, da er nach dem im März 1863 erfolgten Heimgang des Superintendenten Gustav Schmidt in Parchim zum Vorsitzenden der theologischen Prüfungs-Kommission für das Tentamen berufen wurde. Diese neue an ihn heranretende Aufgabe nötigte ihn, sich neben seinen Superintendentengeschäften wieder mehr der Beschäftigung mit der wissenschaftlichen Theologie zu widmen. Dann erforderte schon die Beurteilung der von den Kandidaten zu liefernden freien schriftlichen Arbeiten, auf welche in Mecklenburg vielleicht ein größeres Gewicht gelegt wird als anderswo, eine Vertrautheit mit weiten Gebieten der Theologie, so mußte ihn die Prüfung in der systematischen Theologie, namentlich in der Dogmatik und Symbolik, welche er sich in der mündlichen Prüfung vorbehalten hatte, ihn zu einer eingehenden und dauernden Beschäftigung mit dieser Hauptdisziplin der Theologie veranlassen. Anfangs benutzte er neben Philipp's Glaubenslehre als Hülfsbuch vorzugsweise die bekannte Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche von Heinrich Schmid, dem Schwiegervater Franks. Dieses Buch kannte er in- und auswendig. Aber, pflegte er auch den Kandidaten, denen er das Studium des Buches empfahl, wohl zu sagen, sein eigentlicher Wert liege nicht in den Paragraphen, sondern in den Anmerkungen! Und diese Anmerkungen führten ihn immer tiefer in das Studium der alten Dogmatiker selbst. Besonders Martin Chemnitz liebte er sehr, sowohl das examen als auch die loci, wegen der scharfen, klaren, nüchternen Darstellung, die noch nicht beeinträchtigt ist durch die Trockenheit des Schematismus, welcher doch das Studium der späteren Dogmatiker auf die Dauer leicht etwas verleidet. Aber auch Joh. Gerhard und Quenstedt kannte er gründlich.

Allein er beschränkte sich keineswegs auf das Studium der alten Dogmatiker unserer Kirche, und man würde seine theologische Stellung völlig falsch schätzen, wenn man annähme, dieselbe wäre lediglich eine Repräsentation der alten Dogmatiker unserer Kirche



gewesen. Vielmehr ließ er durch lange Jahre hindurch bis in sein Alter wohl kaum eine wichtige Erscheinung auf dem Gebiete der theologischen Wissenschaft ungeprüft. Er erwarb sich mit den Jahren eine recht reichhaltige und sehr gewählte Bibliothek. Und er kaufte nicht bloß Bücher, sondern er las sie auch, und er las sie nicht nur, sondern er studierte sie. Wer je ein Buch aus seiner Bibliothek in Händen gehabt hat, weiß davon zu zeugen. In jüngeren Jahren las er meist mit der Feder in der Hand. Ganze Haufen von Exzerpten zeugen von seinem Fleiß. In späteren Jahren gönnte er sich meist die Zeit zu Exzerpten nicht mehr, sondern machte seine zustimmenden, vergleichenden oder kritischen Notizen gleich an den Rand des Buches. Er pflegte wohl zu sagen, man habe es jemand zum Vorwurf gemacht, daß alle Bücher seiner Bibliothek voller Bleistiftnotizen und dadurch völlig wertlos seien. Aber es solle ihn nicht kümmern, ob seine Bücher nach seinem Tode noch einen Wert hätten oder nicht. Zunächst wolle er selbst etwas von ihnen haben. Noch die beiden Bücher, welche er in den letzten Wochen seines Lebens las, Dettingen's Prolegomena und Nöszgen's Symbolik lassen fast Seite um Seite das Interesse erkennen, mit welchem er sie studierte.

So gewann er mit den Jahren theologisch einen immer selbständiger werdenden Standpunkt, wenn er auch, wie jeder weiß, der ihm je näher getreten ist, völlig innerhalb der Schranken der lutherischen Bekenntnisschriften blieb. Das zeigte sich schon in der Art und Weise, wie er in der Dogmatik examinierte. Pfl egte er in früheren Jahren meist das System und die termini der alten Dogmatiker entwickeln zu lassen und die Schrift mehr nur zum Beweis der Schriftmäßigkeit ihrer Lehre heranzuziehen, so ging er in späteren Jahren am liebsten von der Schrift selbst aus und entwickelte unter Zuhülfenahme der betreffenden Artikel der Bekenntnisschriften, auch wohl dogmengeschichtlicher Exkurse, die kirchliche Lehre aus der Schrift oft in sehr feiner und eigenartiger Weise. Die moderne Weise, die einzelnen Dogmen aus dem christlichen Bewußtsein oder gar aus dem allgemein menschlichen Bewußtsein herauszuspinnen, blieb ihm allerdings stets unsympathisch. Er konnte sich in diese seine Aufgabe nicht selten so vertiefen, daß er schließlich kaum noch zu der Lehre der Dogmatiker und ihren terminis kam. Bis in sein hohes Alter bereitete er sich, obwohl er doch sein



Gebiet mittlerweile völlig beherrschte, stets mit großer Sorgfalt, meist sogar schriftlich, auf jede einzelne mündliche Prüfung vor. In Folge dessen examinierte er aber auch vorzüglich, und mancher Kandidat, der die Prüfung bei ihm glücklich bestanden hatte, hat wohl hernach gemeint, er müsse sich wundern, daß er bei Polstorff manches gewußt habe, von dem er selbst nicht gewußt habe, daß er es wisse.

35 Jahre ist Polstorff Vorsitzender der theologischen Prüfungs-Kommission für das Tentamen gewesen. Fast 500 Kandidaten haben durch ihn die Lizenz erhalten. Ohne Frage ist durch den Geist, in welchem er die Kommission leitete, und durch die Art, wie er examinierte, durch die Anforderungen, welche er stellte, ein weitreichender Einfluß ausgegangen auf die Art, in welcher die Kandidaten auf die Prüfung sich vorbereiteten und damit doch auch auf die Richtung, in welcher sie sich entwickelten.

Von großem Wert für Polstorff war der Verkehr mit Professor Philippi, welcher jahrelang Mitglied der Prüfungs-Kommission war. Da wurden während der Wochen der mündlichen Prüfung die neuen Erscheinungen auf dem Büchermarkt besprochen, nicht zum wenigsten ein etwa neu erschienener Band von Philippi's Glaubenslehre. So sehr Polstorff in den Grundanschauungen mit Philippi harmonierte, so war ersterer doch zuweilen auch abweichender Meinung und unterließ dann natürlich nicht, dieselbe gegen Philippi geltend zu machen. Dieser aber ließ sich nicht leicht überzeugen. Zuweilen geschah aber dann, wie der Entschlafene wohl mit einiger Genugthuung zu erzählen pflegte, daß Philippi, wenn er das nächste Mal wieder nach Güstrow kam, mit den Worten ins Zimmer trat: „Nun, in dem und dem Punkte haben Sie recht. Sie werden sehen, daß es in der neuen Auflage geändert wird!“ Namentlich einige Äußerungen Philippis in Bezug auf die Inspiration in der ersten Auflage der Glaubenslehre hatten sehr den Widerspruch Polstorff's hervorgerufen. Ähnlich war es nach Philippi's Heimgang, als nacheinander Bachmann, Schulze und Nösgen Mitglieder der Prüfungs-Kommission wurden. Polstorff pflegte in seiner liebenswürdigen Weise zu sagen, daß die Wochen der mündlichen Prüfung durch den persönlichen Verkehr mit den Mitgliedern der Prüfungs-Kommission ihm immer zu einer anregenden Er-



Holungszeit geworden seien im Gegensatz zu der mehr trockenen Schreibtiſcharbeit, welche die Superintendenturgeschäfte oft mit sich brachten. (Schluß folgt.)

## Die Schulbibel.

Referat für die Diözesansynode zu Doberan  
6. Juli 1898.

Das Verlangen nach einer „Schulbibel“, welches schon seit Jahrzehnten die Lehrerwelt bewegt, hat in den letzten Jahren eine gewaltige Bewegung hervorgerufen. In einer Fluth von Broschüren, Artikeln in Zeitschriften, Verhandlungen auf Lehrerversammlungen tritt wieder und wieder die Forderung einer Schulbibel hervor. Von größeren Lehrerversammlungen sind zwei zu nennen, nämlich die „evangel. Religionslehrerversammlung des Rheinlands“ zu Düsseldorf 1894 und die „deutsche Lehrerversammlung“ zu Hamburg 1896. Beide Versammlungen haben sich beinahe einstimmig für die Schulbibel ausgesprochen. In Düsseldorf erklärte der Provinzialschulrat Ruch-Coblenz seine Übereinstimmung mit der Ansicht der Versammlung und sprach die Vermutung aus, daß bei allen Behörden der Monarchie derselbe Standpunkt sich finde. — Auch bei uns in Mecklenburg scheint das Verlangen nach einer Schulbibel zu wachsen. Die Direktoren unserer Gymnasien haben sich auf ihrer Versammlung 1897 sämtlich für dieselbe ausgesprochen, und von einer Seite ist bereits ein Antrag auf Einführung einer Schulbibel gestellt worden, allerdings vom Ministerium abschläglich beschieden.

Da diese Angelegenheit für die evangelische Kirche eminent wichtig ist — handelt es sich doch um ihr Fundament —, so muß die Kirche zu der Frage Stellung nehmen und hat es vielfach gethan. Im J. 1894 hat die Frage in vier deutschen Landesynoden auf der Tagesordnung gestanden und seitdem ist sie bei den Vertretern der Kirche noch mehr in Fluß gekommen, z. B. in Bayern. In diesen letzten Tagen hat ja auch die Eisenacher Kirchen-Konferenz Stellung genommen. — Es ist deshalb durchaus zeitgemäß und dankenswert, daß diese Frage auf die Tagesordnung unserer Diözesansynode gesetzt ist.

Die Aufgabe des Referats wird sein, die Gründe pro und



# Niecklenburgisches Kirchen- und Zeitblatt.

Nr. 26. Sonnabend, den 10. September. 1898.

Erscheint am 1., 10. u. 20. jedes Monats. — Abonnementspreis vierteljährl. 1 M. 50 Pf. — Bestellungen nehmen alle Postanstalten und Buchhandlungen entgegen. — Einzelne Nummern kosten in der Expedition 20 Pf. und 3 Pfg. Porto. — Insertionsgebühren für die Petitzeile oder deren Raum 20 Pf.

**Inhalt:** Konsistorialrat D. Polstorff †, von A. M. (Schluß). — Die Schulbibel. Referat für die Diözesansynode zu Doberan, von Pastor Salfeld-Saton (Fortsetzung). — IX. Allg. luth. Konferenz in Braunschweig, von A. M. — Zur Litteratur der kirchlichen Gegenwart. — Aus der Landeskirche: Pastoral-Konferenz in Neubrandenburg. — Inzerate.

## Konsistorialrat D. Polstorff †.

(Schluß.)

Es war ihm jedesmal eine Freude, wenn er ein Buch in die Hand bekam, welches irgend eine Seite der Theologie in positiver Weise förderte und weiter entwickelte. Eine besondere Freude aber war es ihm, wenn er einen Theologen fand, der fest im lutherischen Bekenntnis stehend, die Lehre unserer Kirche mit den Mitteln der heutigen Wissenschaft selbständig durchdacht und durchgearbeitet hatte, was natürlich nicht geschehen konnte, ohne dieselben in eigenartiger Weise auszugestalten und fortzuentwickeln.

Freilich hatte er dagegen auch ein sehr empfindliches Sensorium gegenüber jeder prinzipiellen Abweichung von den Grundlagen der reformatorischen Theologie. So konnte er sich nie befreunden mit dem subjektiven Ausgangspunkt der Frank'schen Theologie. Er rühmte gerne die Anregung und Förderung, welche er durch Frank empfangen habe. Er besaß dessen Werke sogar zum Teil in verschiedenen Auflagen. Er wußte sich mit ihm eins in den Grundzügen der lutherischen Heilslehre und Heilserkenntnis. Der Punkt aber, welcher ihm starke Bedenken erregte, betraf die Begründung, oder vielleicht richtiger den letzten Stützpunkt der christlichen Heilsgewißheit. Er pflegte zu sagen, die Frank'sche Theologie erscheine ihm wie ein Gewebe, dessen Aufzug modern sei, dessen Einschlag aber gut lutherisch. Durch den modernen Aufzug erscheine ihm der lutherische Inhalt des Systems immer in ein Prokrustesbett gespannt zu sein. Dieser moderne Aufzug war ein nach seinem Urteil falscher, von Schleiermacher herstammender Subjektivismus Franks,



welcher seinen Ausgangspunkt und schließlich seinen letzten Stützpunkt nicht in den objektiven Zusagen und Heilsthatsachen des Wortes Gottes, sondern in dem autonomen Ich habe und suche.

Man braucht sich nur des Entwicklungsganges Polstorffs zu erinnern, wie lange er unter der auf subjektiven Gefühlen und Stimmungen sich stützenden Vermittlungstheologie der früheren Zeit innerlich gelitten hatte, und wie er selbst zum Frieden erst gekommen war, als er einfach sich verlassen lernte auf die Zusagen des Wortes Gottes und seine in den Sakramenten versiegelte Gnade, um es zu verstehen, daß es ein unveräußerlicher Grundzug seiner Theologie war, daß die Heilsgewißheit sich nicht erbauen könne auf Stimmungen und Gefühlen, sondern auf den Felsengrund des göttlichen Wortes. Er wurde nicht müde darauf hinzuweisen, mit welchem Nachdruck Luther es betone, daß der Glaube müsse ein „Zeichen“ haben, daran er sich halte. „Das wollen aber die blinden Leiter nicht sehen, daß der Glaube etwas haben müsse, das er gläube, das ist, daran er sich halte und darauf er stehe und fuße. Nu sind sie so toll, daß sie von einander scheiden den Glauben und das Ding, daran der Glaube haftet und gebunden ist, ob es gleich äußerlich ist. Ja, es soll und muß äußerlich sein, daß mans mit Sinnen fassen und begreifen und dadurch ins Herz bringen könne, wie denn das ganze Evangelion eine äußerliche, mündliche Predigt ist.“ (Cat. maj. Müller S. 489). Selbstverständlich war sich Polstorff völlig klar darüber, daß die Heilsgewißheit ebenso wie die christliche Gewißheit, d. h. die Überzeugung von der Wahrheit und Göttlichkeit des Inhalts der heiligen Schrift, subjektiv vermittelt sein müsse, nämlich durch den lebendigen Glauben. Er war sich auch alten und neuen Supranaturalisten gegenüber völlig klar darüber, daß dieser Glaube nicht allein zustande kommen könne durch die äußere Beglaubigung und überzeugende Kraft der heiligen Schriften; denn das wäre nur eine *fides humana* und *historica*. Dieser Glaube war ihm ein „Werk Gottes“ in dem Menschen, welches aber in dem Menschen nicht gewirkt wird auf unmittelbare Weise, sondern durch das Mittel des Wortes Gottes, von welchem, weil es lebendig und kräftig ist, auf den Hörer unausweichliche Einwirkungen ausgehen, welchen derselbe zwar böswillig widerstreben, welchen er sich aber nicht völlig zu entziehen vermag. Es komme nun darauf an, wie sich der Mensch zu diesen „*motus inevitabiles*“ verhalte,



ob er sich böswillig gegen sie auflehne, oder ob er dieselben an sich geschehen lasse. Dieser Vorgang einer von dem Worte Gottes ausgehenden Einwirkung und dem Verhalten des Menschen zu derselben charakterisiere nicht nur den Beginn, sondern auch den Fortgang der Bekehrung und wiederhole sich auf jeder Stufe der Heiligung. So gestalte sich ein dauernder unmittelbarer Zusammenhang zwischen der Heilsgewißheit und dem Worte Gottes, auf welches dieselbe sich stütze, und nicht minder zwischen der christlichen Gewißheit und der heiligen Schrift, indem der Gläubige durch die Eindrücke, welche er empfangt, auf jeder Stufe des Bekehrungsprozesses von der Wahrheit und Göttlichkeit derselben immer mehr überwältigt werde. — Nun betonte freilich auch Frank, es sei der Ruhm unserer lutherischen Kirche, „daß die Heilsgewißheit sich nicht auf persönliche Stimmungen und Leistungen, sondern auf den Felsengrund des göttlichen Wortes gründe.“ Aber wenn nun Frank dennoch nicht nur sein System aus dem seines Heils in sich selbst gewissen „neuen Ich“ des wiedergeborenen Menschen gleichsam herausspannt, und nicht nur von den Erfahrungen des „neuen Ichs“ aus des Zusammenhanges und der Realität der einzelnen Heilsthatsachen und Heilslehren theologisch sich zu vergewissern suchte, sondern von hier aus auch erst überhaupt zu der Gewißheit der Realität des Wortes Gottes und der in demselben bezeugten Heilsthatsachen und Heilslehren gelangen wollte: so fürchtete Polstorff nicht ohne Grund, daß dadurch dieser Ruhm der lutherischen Kirche in Gefahr sei, in bedenklicher Weise beeinträchtigt zu werden. Denn wenn auch Frank hervorhob, daß dies „neue Ich“ nicht zustande komme ohne das Hören und die Predigt des Wortes Gottes, so isolierte er doch in seiner theologischen Reflexion dies „neue Ich“ von dem Worte Gottes. Dies „neue Ich“ trug ihm den Grund seiner Gewißheit in sich selbst, galt ihm als ein „autonomes Ich“. Durch eine komplizierte Reflexion auf die Erfahrungen des zunächst in sich selbst gewissen neuen Ichs und die in der heiligen Schrift bezeugten „homogenen Erfahrungen“, wollte er erst zu der Gewißheit der Wahrheit und Göttlichkeit der heiligen Schrift gelangen, um sich dann in der Stunde der Anfechtung „auf die großen heiligen Gottesworte zu stützen, deren Lebensmacht er erfahren hat“ (Dogmatische Studien S. 8. 9). Nicht mit Unrecht sah Polstorff in dieser Isolierung des in sich selbst gewissen „neuen Ichs“, dessen



Erfahrungen schließlich zum Maßstab der Wahrheit und Göttlichkeit des Inhalts der heiligen Schrift wird, einen falschen Subjektivismus, in welchen Frank um der Geschlossenheit seines Systems willen verfallen war. Diese Befürchtungen veranlaßten ihn, der Schrift Franks: „Der Subjektivismus in der Theologie und sein Recht“ eine andere gegenüberzustellen: „Der Subjektivismus in der Theologie und sein Unrecht“, in welcher er nicht nur den falschen Subjektivismus Kants und Gottschicks herausstellte, sondern auch die Anflage gegen Frank erhob, daß er in Gefahr sei, diesem selben falschen Subjektivismus zu verfallen. Auf die Einzelheiten dieser für den ganzen theologischen Standpunkt Polstorffs und seine theologische Befähigung bedeutsamen Schrift einzugehen, ist natürlich nicht möglich. Dieselbe blieb in Erlangen nicht unbeachtet. Polstorff hatte offenbar einen empfindlichen Punkt der Frank'schen Theologie getroffen. Mit einer gewissen Heftigkeit verwahrte sich Frank sowohl in der „Neuen kirchlichen Zeitschrift“, als auch in der dritten Auflage des „Systems der christlichen Wahrheit“ gegen diesen Angriff. Man habe ihn mißverstanden, denn schließlich wolle er selbst nichts anderes erbitten, als daß er einmal in seiner letzten Stunde sich mit seinem Glauben stützen könne auf die Verheißungen, welche das Wort Gottes uns biete. „Ich kann den verehrten Freunden, die an meinem Subjektivismus Anstoß nehmen, die Versicherung geben, daß ich mit ihren Intentionen, ja auch mit ihren positiven Behauptungen, übereinstimme und eben deswegen jenen subjektiven Weg einschlage. Mich deshalb nochmals mit ihnen auseinanderzusetzen, habe ich kein Verlangen: ich würde doch im Wesentlichen nur wiederholen können, was ich früher darüber geschrieben. Allenfalls würde ich hinzusetzen, was einst Lessing seinem Gegner Klotz antwortete: bemerken Sie doch, mein werter Herr, daß Sie mir fast lauter Dinge in die Hand geben, die ich dort schon in den Winkel gestellt habe.“ Gegen diese Exemplifizierung auf den Streit zwischen Lessing und Klotz ließe sich wohl manches sagen. Jedenfalls ist die eigentliche Differenz nicht ausgetragen worden. Beide, Frank wie Polstorff, schau'n nun, was sie geglaubt haben, und auch Frank ist es auf seinem schweren Sterbelager gegeben, sich, wie er erbeten hat, auf nichts anderes zu stützen, als auf die großen Verheißungen Gottes in heiliger Schrift. Wenn wir recht sehen, hat Frank in dem von Polstorff bekämpften Falschen seines Subjektivismus keinen nam-



haften Schüler gefunden, außer vielleicht Schnedermann. Schon Ewald, sein Nachfolger, biegt in seiner Antrittsvorlesung: „Die systematische Theologie und die Schriftwissenschaft“, wesentlich von demselben ab.

Mit den Jahren war Polstorff allmählich in eine ganze Reihe von ehrenvollen Ämtern gerufen, welche wesentlich dazu dienten, nicht nur seinen Wirkungskreis, sondern auch seinen Gesichtskreis zu erweitern. Als Vorsitzender des „Mecklenburgischen Gotteskastens für bedrängte Glaubensgenossen“ trat er in mannigfacher Weise in direkte Beziehung zu den Vertretern der lutherischen Diasporagemeinden in Böhmen, Mähren, Ungarn, Amerika. Als Mitglied des Oberen Kirchengengerichtes in Rostock hatte er in letzter Instanz das Urteil zu fällen in Disziplinarjachen in Bezug auf die Geistlichen und Kirchendiener des Landes. Seit den achtziger Jahren war er der Delegierte für Mecklenburg-Schwerin bei der Konferenz der deutschen evangelischen Kirchenregierungen, welche sich jährlich zu Pfingsten in Eisenach versammelt. Durch die Klarheit und Festigkeit, mit welcher er hier den lutherischen Standpunkt vertrat, gewann er sich die Achtung der Konferenzmitglieder, wenn er auch oft in dieser mannigfaltig zusammengesetzten Versammlung in der Minorität stand. Manche wertvolle persönliche und freundschaftliche Beziehungen knüpften sich hier zu einer ganzen Zahl angesehenen Männer aus allen Teilen Deutschlands, namentlich aus den lutherischen Landeskirchen. Welchen Eindruck Polstorffs Persönlichkeit in diesen Versammlungen erweckte, mag ein Brief illustrieren, welchen der bekannte Prediger Sulze nach einer Konferenz über Kirchenbaustile, welche vor einigen Jahren in Berlin stattfand, an Polstorff richtete. In demselben stellte Sulze verschiedene Fragen an ihn und bat ihn namentlich um Aufschluß über die lutherische Anschauung vom heiligen Abendmahl, von welcher er sich keine rechte Vorstellung machen könne. Er wende sich an ihn, weil er von ihm den Eindruck gewonnen habe, er sei nicht nur von der Fußsohle bis zum Scheitel ein orthodoxer Lutheraner, sondern von der Wahrheit der lutherischen Lehre auch innerlich durchdrungen, so daß dieselbe ihm völlig zu Fleisch und Blut geworden sei. Im Jahre 1888 hatte er in Eisenach das Referat über „die Taufe nicht mehr unmündiger aber noch nicht konfirmationsfähiger Kinder“. Er vertrat in demselben den einzig korrekten Standpunkt, daß die Kindertaufe, bei welcher der Unterricht der Taufe folgt, nur an



wirklich unmündigen Kindern vollzogen werden könne, also an Kindern bis höchstens zum schulpflichtigen Alter. Ältere Kinder dagegen müßten vor dem Vollzug der Taufe zu ausreichender Heilserkenntnis geführt werden; die Taufe müsse demnach, abgesehen etwa in *casu mortis*, aufgeschoben werden bis zum konfirmationsfähigen Alter. Selbstverständlich komme die Konfirmation bei solchen Kindern in Wegfall.

Seit dem Ausscheiden Kliefoth's wurde Polstorff an seiner Stelle Mitglied des Ausschusses der „Allgemeinen lutherischen Konferenz“ und hielt 1895 auf der Versammlung in Schwerin seinen durchschlagenden Vortrag über „die Bedeutung der Schrift für das Volk, für die Kirche und für den Einzelnen“. In demselben steckte er bekanntlich in klaren Zügen die Grenzen fest gegenüber dem Subjektivismus der modernen Theologie und brachte in sehr glücklicher Weise den Konsensus der lutherischen Theologen in Bezug auf die grundlegende Bedeutung und die göttliche Inspiration der heiligen Schrift zum Ausdruck. Es erhellt leicht, wie dies Thema dem Entschlafenen Gelegenheit bot, gerade diejenigen Anschauungen zu entwickeln und zu vertreten, welche den Mittelpunkt seines theologischen Denkens und gleichsam das Resultat seiner theologischen Lebensarbeit waren gegenüber jeder Verkümmern der grundlegenden Bedeutung der heiligen Schrift als des Wortes Gottes sowohl für die Theologie, als auch für eine gesunde Gestaltung des kirchlichen und christlichen Lebens.

So war es eine sehr reiche und vielgestaltige Thätigkeit, welche in den letzten Jahrzehnten das Leben des Entschlafenen ausfüllte, und eine reichgesegnete. Was er und seine Zeitgenossen gewollt und gewirkt haben, das hat für lange Zeit unserer Landeskirche ihr Gepräge gegeben. Unsere, der Nachgeborenen, Aufgabe wird es sein, auf dem von ihnen gelegten guten Grunde mit frischer Kraft und ihrem heiligen Eifer weiter zu bauen.

Unwillkürlich wird mancher fragen, woher der Entschlafene nur die Zeit nahm, neben seiner nächsten amtlichen Arbeit als Landes-superintendent, diesen so vielseitigen und weitverzweigten Aufgaben gerecht zu werden, ja, wie er außerdem noch die Zeit gewinnen konnte, nicht nur regelmäßig die laufenden Zeitschriften und Broschüren durchzusehen, sondern stets auch die wichtigsten größeren theologischen Werke mit Sorgfalt zu studieren. Wie viele giebt es,



die eine sehr viel geringere Bürde von amtlicher Arbeit zu tragen haben, welche aber dennoch finden, daß ihnen die Zeit zum theologischen Studium fehle. Freilich besaß Polstorff bis in sein hohes Alter eine fast unerchöpfliche Arbeitskraft, und wenn er sich dieselbe bis in sein Alter erhielt, so lag das gewiß theils in der in dem Frieden Gottes gegründeten Harmonie seines ganzen Wesens, theils in der Regelmäßigkeit seiner ganzen Lebensweise. Aber das Geheimnis seiner Arbeitsleistung bestand doch in seiner Treue und in der sorgfältigen und regelmäßigen Ausnutzung seiner Zeit. Es mag schließlich manchen noch von Interesse sein, einen Blick zu thun in den täglichen und regelmäßigen Gang seines häuslichen Lebens.

Morgens um 7 Uhr im Winter, und im Sommer noch etwas früher, saß der Entschlafene an seinem Schreibtisch, und bis 1 Uhr pflegte er kaum von demselben aufzustehen, außer wenn er vielleicht genötigt war, ein Aktenstück oder ein Buch herbeizuholen. Die ersten Stunden des Tages gehörten, wenn nicht besonders dringende Arbeit vorlag, der Theologie. Um 9 Uhr gab es ein kleines Frühstück, wozu er in den letzten Jahren auf ärztlichen Befehl ein Glas Porter trank. Dann ging es an die Erledigung der täglich einlaufenden Akten und Briefe. Lagen amtliche Reisen dazwischen, so konnte der Berg von Akten zuweilen recht erheblich sein. Nach Tisch pflegte er im Lehnstuhl sitzend etwas der Ruhe, indem er leichtere Broschüren las, oder etwas neuere belletristische Litteratur. Lag nichts besonderes auf seinem Tisch, so las er Walter Scott. Er kannte sämtliche Romane desselben inwendig und auswendig, aber er las sie immer wieder, um sich an dem wundervollen und geschickten Aufbau der Handlung zu ergötzen. Eine besondere Freude war es ihm, wenn er etwa in Eisenach jemand fand, der die gleiche Vorliebe für diesen Schriftsteller hatte. Scherzend pflegte er wohl zu sagen, daß Walter Scott ihn viel öfter um seinen Mittagschlaf bringe, als ein moderner Roman. Im Laufe des Nachmittags wurde ein Spaziergang gemacht. Früher begleitete ihn oft seine Frau, später ging er allein, wenn sich nicht ein Bekannter oder sein ältester Sohn, der Professor an der Domschule in Güstrow ist, ihm anschloß. Der letztere stand ihm sehr nahe. Mit ihm besprach er auch theologische Fragen, die ihn beschäftigten, und selbst amtliche Dinge, die ihm Schwierigkeiten bereiteten, und freute sich über das



tiefe Verständnis und das klare Urtheil desselben. Vorher und nachher galt es wieder die gewohnte Arbeit am Schreibtisch bis etwa 8 Uhr abends. Die letzten Abendstunden gehörte er dann der Familie. In früheren Jahren las er regelmäßig seiner Frau und Tochter vor. Das seien seine glücklichsten Zeiten gewesen, so sagte er wohl. In den späteren Jahren, als diese Vorlesungen wegen eines zunehmenden schweren Gehörleidens seiner Frau aufhören mußten, saß er wenigstens bei den Seinen, gewöhnlich mit einem Buch in der Hand.

Der Entschlafene war ein sehr aufmerksamer und liebenswürdiger Gatte und Vater. Nie verließ er z. B. das Haus, sei es auch nur, um in die im Dom gelegene Registratur zu gehen, ohne sich von seiner Frau zu verabschieden. Mit ihr besprach er alles, und auch später, als diese Besprechungen durch ihr Gehörleiden sehr erschwert wurden, ruhte er doch niemals, bis sie das, was sie besonders interessierte, verstanden und erfahren hatte. Je mehr sich der Gedankenaustausch mit seiner Frau erschwerte, desto mehr hatte sich ein eigentümlich enges, fast kameradschaftliches Verhältnis zwischen dem Entschlafenen und seiner Tochter herausgebildet, auf welche unter seinen fünf Kindern vielleicht am meisten sein Temperament und die ganze Art seines Wesens übergegangen war. Sie diente ihm, wenn es schnell gehen sollte, oft als Sekretär und mit ihr konnte er alles besprechen. Auf sie war auch am meisten seine musikalische Begabung übergegangen. Denn obwohl er niemals regelmäßigen Unterricht gehabt hatte, und wenig Zeit, Musik zu treiben, so spielte er doch mit feinem Verständnis die Beethoven'schen Sonaten. Und wie er stets ein aufmerksamer Gatte war, so war er auch ein treuer Vater. Seit die vier Söhne das Elternhaus verlassen hatten, stand er mit jedem von ihnen in regelmäßigem brieflichem Verkehr, und als später nach und nach alle Söhne ihr eigenes Heim gegründet hatten, war es seine größte Freude, wenn sie mit ihren Kindern bei ihm einkehrten.

So hat er gewirkt und gearbeitet in steter Treue bis in sein 75. Jahr, bis sein Gott ihn plötzlich aus der vollen Thätigkeit abrief, bevor er durch die Abnahme seiner Kräfte genötigt gewesen wäre, diese oder jene Arbeitslast aufzugeben und andern zu überlassen. Der Herr hat an ihm erfüllt, was über seinem Sarg ge-



rühmt worden ist: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, so jemand mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht sehen ewiglich.“

Uns allen aber gilt, was Hebr. 13 B. 7 geschrieben steht: „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben; welcher Ende schauet an, und folget ihrem Glauben nach.“

A. M.

## Die Schulbibel.

Referat für die Diözesansynode zu Doberan

6. Juli 1898.

(Fortsetzung.)

Wir gehen nun über zur Besprechung der Gründe für und wider.

### I.

Welche Gründe werden für den Bibel-Auszug geltend gemacht?

Im Großen und Ganzen muß man den Freunden des Bibel-Auszuges in der Gegenwart das Zeugnis geben, daß sie von ganz andern Motiven geleitet werden als die Rationalisten im vorigen Jahrhundert. Sie wollen nicht die Bibel nach eigenem Geiste meistern, nicht die Wunder beseitigen, nicht Alles vernunftgemäß gestalten, sondern es sollen allein pädagogische Gesichtspunkte für die Gestaltung des Auszuges maßgebend sein. Ich sage: im Großen und Ganzen. Denn freilich werden hie und da auch noch Stimmen laut, welche an die Rationalisten erinnern, indem sie die Bibel bessern wollen. So z. B. wird gesagt, die Kinder dürften von den Sünden der Männer Gottes nichts erfahren, nichts von grausamen Strafen, wenn ein Übelthäter mit Weib und Kind gesteinigt wird. Die sogenannten Rache psalmen und David's Bluttestament, sowie die Ausführung desselben durch Salomo müsse der Jugend vorenthalten werden, weil dadurch angeblich ihr sittliches Urteil verwirrt würde. Ebenso will man solche Stellen auslassen, in denen vermeintlich Widersprüche enthalten sind, um nicht zu ungünstigem Urteil über die Bibel Anlaß zu geben.

Solche Gesichtspunkte, bei denen man die Bibel meistern, oder auch in gönnerhafter Weise in Schutz nehmen will, sind natürlich zurückzuweisen; aber es wäre unbillig, um dieser einzelnen Stimmen willen die ganze Bestrebung zu verdächtigen.



tiefe Verständnis und das klare Urteil desselben  
 her galt es wieder die gewohnte Arbeit am  
 8 Uhr abends. Die letzten Abendstunden ge  
 Familie. In früheren Jahren las er regelmä  
 Tochter vor. Das seien seine glücklichsten Zei  
 er wohl. In den späteren Jahren, als diese  
 eines zunehmenden schweren Gehörleidens sei  
 mußten, saß er wenigstens bei den Seinen, ge  
 Buch in der Hand.

Der Entschluß war ein sehr aufmerk  
 würdiger G... ter. Nie verließ er z.  
 auch nur ... gelegene Registratur  
 von ... den. Mit ihr be  
 au... en durch ihr  
 ... als, bis f  
 ... fahren l  
 ... schwer  
 ... ch  
 ... überg  
 ... oft al  
 ... sie war a  
 ... en. Denn  
 ... ot hatte, und w  
 ... mit seinem Verstän  
 ... er stets ein aufmerk  
 ... er Vater. Seit die vier  
 haus ... ten, stand er mit jedem  
 mäßigem ... hem Verkehr, und als später  
 Söhne ihr eigenes Heim gegründet hatten, i  
 Freude, wenn sie mit ihren Kindern bei ihm ei

So hat er gewirkt und gearbeitet in stete  
 75. Jahr, bis sein Gott ihn plötzlich aus der  
 rief, bevor er durch die Abnahme seiner Kräf  
 wäre, diese oder jene Arbeitslast aufzugeben  
 lassen. Der Herr hat an ihm erfüllt, was ü

